

Kunst, Kunstgewerbe, Technik und wir

Autor(en): **Weese, Artur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **11 (1918)**

Heft [2]: **Schüler**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-987424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

20. WINKELRIEDS TOD. In geschlossenem Viereck steht das Ritterheer der Oesterreicher mit eingelegter Lanze. Machtlos stürmen von allen Seiten die Eidgenossen gegen den Speerwald an. Da umfasst Arnold Winkelried mit ausgebreiteten Armen ein Bündel der ihm entgegenstarrenden Spiesse, bohrt sie in seine Brust und bahnt der Freiheit eine Gasse. — Gemalt von Grob.
21. DAS ERSTE LÄCHELN. Im traulichen Bauernstübchen wird es uns warm und behaglich. Herzensfroh spielen die Schwestern mit dem Jüngsten und entlocken dem kleinen Gesichtchen mit Scherz und Zärtlichkeit das erste Lächeln. Albert Anker, dessen Bilder in jedem Schweizerhause einen Platz finden, hat in dem stattlichen Ins, wo sein einfaches und schönes Anwesen stand, ungezählte Bilder solcher menschenfreundlicher Herzenswärme seinem Volke geschenkt.
22. NACH DEM GEWITTER. In den Tessiner Bergen haben sich Bauersleute in ihren bunten Kleidern bei der Heuernte vor einem heftigen Gewitter in die steinerne Schutzhütte geflüchtet. Nun da der erste Sonnenstrahl wieder hervorbricht, kommen sie aus ihrem Schlupf heraus und ziehen ihre kleine Ziegenherde ins Freie.
23. VORFRÜHLING. Als Schneemaler, der in Winterlandschaften die blauen Schatten auf der weissen Decke studiert hat, ist der Tessiner Plinio Colombi weit bekannt geworden. Hier freut er sich an dem warmen Strahl der Märzsonne, die unter den kahlen Bäumen zahllose Blüten aus dem jungen Grase lockt.
24. DIE BRÜCKE von Boss. Ein rechtes Malerauge schwelgt in Farben. Das Moos und Laubgrün an einer alten Steinbrücke steht in lebhaftem Widerspiel zu dem lebhaften Rot des Gemäuers und des welken Laubgrundes. Kein menschliches Wesen, kein Tier ist sichtbar, nur bunte Farben.

KUNST, KUNSTGEWERBE, TECHNIK UND WIR.

Von Prof. Dr. Artur Weese, Bern.

Die grossen und glücklichen Erfolge, die Technik und Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert errungen haben, sind der Erkenntnis der Naturgesetze und ihrer Ausnutzung für die Wohlfahrt und Bequemlichkeit des Menschen förderlich gewesen. Viele Schranken und Hindernisse, die den weltumspannenden Verkehr und die geistigen Beziehungen der Völker erschwerten, sind dadurch gefallen und haben der Freiheit eine weite Bahn eröffnet. Dieser Sieg hat uns mit nicht geringem Stolz erfüllt. Die Kunst jedoch ist dabei ein wenig ins Hintertreffen geraten. Denn der Sinn für künstlerische Formen und das Schönheitsgefühl haben mit diesen erstaunlichen Errungenschaften nicht Schritt gehalten.

Die Kunst hat mit der Wissenschaft und Technik so gut wie nichts zu tun. Denn es sind ihr ganz andere Ziele gestellt. Ihrem Wesen nach wendet sie sich an die übersinnlichen Fähigkeiten des menschlichen Geistes und dient dem Leben und seinen praktischen Bedürfnissen nur insofern, als sie diese Beziehungen zu der unsichtbaren Welt der Gedanken

immer wieder herstellt und in das Alltägliche verflcht, indem sie ebenso wie unsere Kirchen und öffentlichen Bauten selbst die Dinge unseres notwendigen häuslichen Bedarfes mit ihrem Zauber veredelt. Das wird uns klar, wenn wir die Möbel unserer festgemauerten Häuser mit dem wenigen vergleichen, was ein wanderndes Hirtenvolk im Zelte mit sich führt. Nicht einmal ein Bett, kein Tisch noch Stuhl findet sich darin. Wie gemütlich und heimelig ist's dagegen in einer Bauernstube. An jedem einzelnen Stück hat die Kunst ihren Anteil. Denn sie trachtet danach, das Leben zu verschönen und zu vertiefen. Dessen werden wir inne, wenn wir über den Dorfplatz, wo ein schmucker Brunnen rauscht, in die kleine Kirche treten. Was aber hat die Kunst schaffen und sinnen müssen, bis es ihr gelang, einen grossen Dom zu errichten und darin unsere Gedanken von den kleinen und nichtigen Geschäften auf die ernstesten Fragen zu lenken, die das Leben stellt!

Ältere Epochen der menschlichen Kultur führen uns den Beweis vor Augen, dass das Schönheitsgefühl ehemals einheitlicher und empfindlicher war als in der Gegenwart. Denn wie wunderbar einfach verfuhr die antike Kunst, die ihre gewaltigen Tempel und den schlichten Hausrat mit dem gleichen Formenadel schmückte, aber für jeden Zweck eigene Formen erfand. Der Dreifuss, auf dem die Opferflamme brannte, und die Säulengänge der marmornen Gotteshäuser haben die gleiche technische Aufgabe zu erfüllen, da sie eine Stütze für eine getragene Last bilden. Aber das zierliche Gestänge für das tragbare Metallgerät der Opferschale und die starken Säulenschäfte für das schwere Steingebälk des Kranzgesimses, die figurengeschmückten Giebel und das weitgespannte Dach sind um der verschiedenen Leistung willen, die von ihnen verlangt wird, in eigenartigen Formen behandelt. Uns dagegen macht es nichts aus, das Petroleumbecken einer Tischlampe auf eine Säule zu stellen, und dadurch ihren Sinn zu verkehren, weil uns das Gefühl dafür abhanden gekommen ist, dass eine Säule nur im Verbande mit anderen ihresgleichen bestimmt ist, eine horizontal lagernde, aber nicht auf einen einzigen Punkt aufgestützte Last zu tragen.

Im gotischen Mittelalter wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Denn die himmelhohen Kathedralen und die zierlichen Wohnhäuser, wie die Bilderreihen an ihren Eingangspforten

und die geschnitzten Verzierungen an dem schlichten Hausgerät der bürgerlichen Stuben, sind alle trotz ihrer Verschiedenheit als kirchliche und weltliche Erfordernisse aus einem einheitlichen Formensinn entwickelt, der sich den ungeheuren Aufgaben der religiösen Kunst, ebenso leicht anpasst, indem es zur Ehre der Himmlischen ganze Geschlechter durch Jahrhunderte für herrliche Bauwerke zu Arbeit und Opfern anspricht, wie den einfachen Anforderungen, die das Alltagsleben stellt, indem es für den Erdenbürger und seine kurz bemessene Lebensfrist ein wenig Schmuck und Schönheit in seinen vier Wänden verlangt.

Es kann nicht geleugnet werden, dass der feingebildete Geschmack und der angeborne Formensinn in unsern Tagen wesentlich stumpfer geworden sind, seit diese Fähigkeiten des Geistes, die in alten Zeiten auch bis in die untersten Volksklassen eingedrungen waren, durch die Maschinenarbeit der Industrie irregeleitet worden sind. Denn seit die Schloten der grossen Fabriken rauchen und die Riesenhämmer der Eisenwerke poltern, ist allüberall die Massenware an Stelle des handgearbeiteten und gleichsam persönlichen Einzelstückes getreten. Dazu kam, dass die entwerfenden Formzeichner nicht mehr Modelle im Sinne des besonderen Werkstoffes lieferten, sondern die Bearbeitungsarten des einen auf einen andern übertrugen, Metalle wie Holz, Ton wie Gewebe und Faserstoffe wie eine feste Masse behandelten. Es machte ihnen nichts aus, dass sie eisengefertigte Möbel und Geräte, die gezogen und geschmiedet werden, formten, als wären sie aus Holz geschnitzt und irdene Gefässe mit Mustern bekleideten, als wären sie aus Bastgeflecht oder reifenumspannten Fassdauben hergestellt; kurz sie vergewaltigten die Sonderart jedes Stoffes und seine eigentümliche Bearbeitung. Sie glaubten sich berechtigt, die Eigentümlichkeit der Maschinenleistung, die genau und gleichmässig für eine fast unbegrenzte Zahl von Stücken wiederholt werden kann, auch dafür verwerten zu können, dass sie jede alte Kunstform, die der Handarbeit angepasst war, unter dem Druck und Schnitt des geschäftigen und haar-scharf arbeitenden Räderwerkes in den Dienst der Maschinenarbeit stellten. Dazu kam, dass sie unbekümmert um den Sinn und Zweck der alten stilvollen Formen jedes an sich gefällige Muster für andere noch so ungeeignete Gebrauchszwecke benutzten und damit eine heillose Verwirrung im

Geschmack und Schönheitssinn anrichteten. Ein europäisches Unheil wurde hervorgerufen. Jedes Volk nahm an dieser Verkehrtheit teil und trachtete, dem anderen durch billige und schlechte Ware den Rang abzulaufen. Der Gewinn aus der Fabrikerzeugung reizte zu immer neuen Kniffen, um den Weltmarkt mit Schundware zu überschwemmen.

Eins war allerdings vom ersten Tage der Maschinenarbeit klar: die Welt von heute konnte und kann nicht auf die Fabrikware verzichten. Denn sie beherrschte auch in den Zeiten vor der Dampfmaschine die Erzeugung aller jener Geräte und Gegenstände, mit denen jede, auch die geringste Häuslichkeit angefüllt ist, und es wäre ein Unsinn, wenn der Begüterte um des guten Geschmackes willen sich jeden Topf und jeden Löffel eigens herstellen liesse. Die Technik kann nicht aus dem Bedarf des Lebens ausgeschaltet werden. Nur muss sie von der Kunst lernen, für ihre eigentümlichen Werkstoffe, ihre unentbehrliche Maschinenarbeit und für die zweckdienliche handliche Leistung besondere Formen zu erfinden. Seit diese Ansicht gewonnen worden ist, gibt es auch maschinengefertigte Erzeugnisse aller Art, die zwar noch keine Kunstwerke sind, die aber den Zweck ihrer Bestimmung erfüllen und das Auge durch ihre Formen befriedigen, weil sie offen und ehrlich die Art der Herstellung und den Stoff, aus dem sie bestehen, zu erkennen geben und in der Verwendung zweckdienlich, leicht handlich und dauerhaft sind. Auch in der Kunst und in der Technik, wie überall im Leben ist die Wahrheit ein Grundelement aller Schönheit. Und so vollzieht sich vor unsern Augen eine Umbildung des alten Schönheitsgefühles. Wir sind im Begriff zu lernen, dass ein Grundunterschied besteht zwischen der technischen und der künstlerischen Leistung. Wir können beiden gerecht werden und freuen uns ehrlich an jedem Gebrauchsstück unserer Haushaltungen, obgleich es Fabrikware ist, wenn es nur zweckmässig, handlich, dauerhaft und aus gutem Werkstoff hergestellt ist und der Gefälligkeit nicht entbehrt. Auch an den Riesenwerken der Technik, wie etwa dem Eiffelturm, einer Flussbrücke von grosser Spannweite, an den Zugmaschinen der Eisenbahnen und den Kraftwagen geniessen wir eine Formensprache, die nur unser technisches Schönheitsgefühl befriedigt, mit der Kunst und dem Künstler aber nicht das geringste zu schaffen hat.

Von ganz anderer Art nämlich ist das Schönheitsgefühl, das den selbstgearbeiteten und als Einzelstück gefertigten Erzeugnissen des Kunsthandwerks gilt, etwa einer kostbaren Handstickerei, einem silbergeschmiedeten Tafelaufsatz oder einem gutgearbeiteten Bucheinband, bei denen allen etwas von dem persönlichen Entwurf und der eigenartigen Handfertigkeit der Meisterschaft spürbar bleibt.

Von all diesen technisch-künstlerischen Erzeugnissen grundverschieden sind aber die Meisterwerke der Architekten, Bildhauer und Maler. Sie sind Künstler im wahren Sinne des Wortes, die mit ihren Werken ihre ureigene Persönlichkeit, ihr besonderes Ich zum Ausdruck bringen und dadurch unsere innersten Gedanken beschäftigen. In dem Staunen und Wundern, das der Kölner Dom, eine griechische Marmorfigur oder ein ergreifendes Gemälde von Rembrandt auslöst, spielt die handfertige Leistung die geringste Rolle; eine umso grössere die geistige Kraft, die den Ausdruck fand, uns Schönheit und seelische Erhebung in klaren und zwingenden Formen vor Augen zu führen. Ihr Erfolg ist Lebensfreude und Erhebung über den Alltag.

Aus dieser Ablösung der Kleinkunst von der grossen Kunst und neuerdings von der Technik hat sich ein eignes Gebiet künstlerischer Betätigung abgegrenzt, auf dem neben den geschulten Meistern vom Fach auch eine ansehnliche Zahl von Liebhabern ihre Gaben und Fertigkeiten bewährt; das ist das Kunstgewerbe. Ist die Kunst um das Beste bemüht, was unserem Geist und unserem Herzen taugt, so ist das Kunstgewerbe zu allermeist besorgt für den künstlerischen Schmuck von Haus und Heim. Es stellt sich in den Dienst für alles, was unsere Hand im Gebrauch des täglichen Lebens berührt. Sogar die Schule ist von ihrer Gefälligkeit nicht unberührt geblieben. Ihr gilt die Aufmerksamkeit der Laien in viel höherem Grade als der grossen Museumskunst. Das ist natürlich und erfreulich. Denn der Formensinn und das Schönheitsgefühl werden von jeher zuerst auf die Siebensachen gelenkt, mit denen die Pflicht und die Notdurft des Lebens uns umgibt. Erst wenn die Notwendigkeiten um das eigene Ich den Schimmer einer edleren und liebevolleren Behandlung erfahren haben, wird das Auge auch nach dem Zierat und dem Formenwert blicken, mit denen das grosse Ich der Allgemeinheit, der Stadt, des Volkes, der Nation und der Welt ausserhalb der

Bannmeile der Heimat und der Staatsgrenze sich ausstattet und Ansehen zu gewinnen trachtet. Deshalb ist das Kunstgewerbe das Schosskind der Laienkreise geworden, soweit sie überhaupt am Auserlesenen und Schönen ein Gefallen finden. Wer also erzieherisch wirken will, Freude am Guten wecken, Missfallen am Schlechten erregen will, der wird gut tun, beim Kunstgewerbe den Anfang zu machen, wie die Erdkunde in der Schule auch mit dem nächsten fliessenden Wasser in der heimatlichen Nähe und nicht mit dem Nil und dem Amazonenstrom beginnt. An sich selbst und in der Reichweite der beiden Hände wird die Frage gestellt werden müssen: was ist schön und gut, was hässlich und formwidrig?

Da nun der Bereich der Kunst so gross ist, wie die Weltgeschichte, und das ganze Erdenrund umschliesst, so wird es sich empfehlen, ehe der Wissenseifer mit griechischen Tempeln und chinesischen Porzellantürmen sich befasst, die Augen im Heimatlande aufzutun. Wie haben es die Alvordern gemacht? Was war ihnen von ihrem Hausrat in Kammer und Küche lieb, womit haben sie sich vor der Welt zeigen wollen, was haben sie vor fremden Blicken verschlossen, um nur im engsten Familienkreise ihr Herz daran zu erfreuen? Wie waren Haus und Hof, Hausrat und Prunkstück geformt? Wann und von wem haben sie sich ihr Eigen anfertigen lassen? Und bei welcher Gelegenheit? Zur Taufe, Hochzeit oder an einem Ehrentage? Wie haben sie den Garten gepflegt und was haben sie hineingestellt? Dann gewinnen Tisch und Stuhl, Ofen und Türe, Truhe und Kasten ein anderes Gesicht: sie sind nicht mehr wertloses Gerümpel. Grossvaters Kaffeetasse und Grossmutter's Nähkästchen sind dann liebe Stücke einer guten alten Zeit, die ihren alten Duft bewahrt haben und von einfachen Lebenssitten erzählen. Und wenn Glück und Wohlstand über dem eigenen Herde kärglich waren, wie hats ein anderer, etwa der Vornehme und Bevorzugte gehalten? Gehen doch immer die Gewohnheiten des Begüterten und des Bevorrechteten schon in der zweiten Generation auf einfachere Gesellschaftskreise über, so dass der Sohn als glücklicher Erbe gleich auf neue Mittel sinnen muss, um seine Häuslichkeit von Gevatter Hinz und Kunz abzuheben, weil nun einmal ein jedes gern danach trachtet, für sich etwas Hübsches zu besitzen und es nicht mit jedermann teilen mag.

Und je weiter die Wissbegierde forscht, desto reicher wird das Bild der Geschichte werden, das sich innerhalb des Weichbildes der alten Stadttürme und im Kirchbereich des heimatlichen Sprengels entfaltet. Wenn nun gar Burgen, Schlösser, Klosterbauten, alte Rathäuser, Landsitze und wohlgepflegte Bauernhöfe im Umkreis weithin die Spuren ununterbrochenen geschichtlichen Geschehens vermehren, dann fehlt es wahrlich nicht an Gelegenheit, mit dem Stolz auf Heimat und Zugehörigkeit auch die künstlerischen und kunstgeschichtlichen Begriffe aus den Denkmälern der Vergangenheit zu erlernen, so dass das Auge fähig wird in dem Gelände daheim zu lesen, wie in einem offenen Buch mit schönen Helgen und altertümlichen Verzierungen. Denn der Heimatschutz erstrebt nicht bloss die Erhaltung gefährdeter Baureste und missachteter Altertümer, sondern die Pflege der Liebe zu allem, was dem Lebenden ohne sein Zutun als ein Geschenk der alten Zeit zugefallen ist. Solch Verständnis stärkt das Gemeinschaftsgefühl in der Gegenwart und gibt für die Zukunft einen wiedererworbenen Besitz weiter, der den kommenden Geschlechtern durch sichtbare Zeugen die Bande der inneren Zugehörigkeit in die Hand legt, um sich wenigstens in Erinnerungen gegen die auflösenden Wirkungen der neuen Zeiten zusammenschliessen. Denn das Neue hat seit Menschengedenken den Widersinn gegen das Überkommene, um sich Platz zu schaffen für seine eigene Welt, aus der sie ihre Stärke und ihren Glauben gewinnt. Jedoch so viel Duldsamkeit hat noch jedes neue Geschlecht gegen die früheren besessen, dass es sich die Pflege der Geschichte vergönnt und das Alte in Ehren hält.

Ist einmal der Formensinn durch solcherlei Umschau im alten Heimatland erwacht, dann wird es leicht sein, ihn in der Ferne und Weite durch Neugesehenes und Hinzugelerntes zu kräftigen. Im Formensinn nämlich liegen nicht bloss die Fähigkeiten künstlerischen Geniessens, sondern auch einer tiefblickenden Erkenntnis, weil jede Form Ausdruck ist für einen eigenen Inhalt. Dann erschliesst sich uns Lebenden die vergangene Welt und sie wird zu einer sichtbaren Gegenwart. Und im Nachhall der alten Zeiten verrät sich auch das Heute und Jetzt. In dem was war und in dem was ist, — wenn der Aufmerksame beides als ein Einziges, innerlich Zusammengehöriges umfasst, — halten

wir einen kostbaren Besitz in Händen, den wir zu bewahren und zu erweitern verpflichtet sind, um ihn an das kommende Geschlecht zu vererben.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Dieser Besitz ist uns teuer, weil er das bewahrt, was Vergangenheit und Gegenwart an Lebensfreude und Lebenssinn hineingelegt haben.

Doch soll nicht die Freude am Gewesenen und Überholten das lebendige Gefühl für das Neue und uns allein Taugliche verkümmern. Es gilt die Augen aufzutun für alles, was der Tag hervorbringt und sich in den Einrichtungen zurechtzufinden, die die Gegenwart schafft. Aus ihr heraus entstehen auch jene Gegensätze zwischen der Kunst und der Technik. Sie auszutragen kann jeder helfen, wenn er sich bei allem und jedem, was er erwirbt und sich zu eigen macht, die Frage nach dem Zweck und Sinn vorlegt und nicht vergisst, am Gefälligen sein Auge zu weiden. Nur eins bleibe unvergessen: Das Einfache, Echte, Dauerhafte und damit auch künstlerisch Wertvolle hat von je sich am längsten bewährt.

Wie sich Altes und Neues schickt, ohne sich zu verdrängen, das zeigt ein Blick in die Engigkeit alter Gassen mit lebhaftem, neuzeitlichem Verkehr. Beides verträgt sich miteinander, wenn das Alte geschont und das Neue klug angepasst wird.

Zwischen verwitterten Hausmauern und bogenüberspannten Laubengängen ist die altertümliche Gasse als das Strombett für den Zusammenlauf von Menschen, Wagen und Gefährten aller Art fast zu eng. Abgenützte Brunnenröge mit bunten Standbildern aus dem Mittelalter sperren wie Klippen und Riffe in der Mitte des Fahrdammes den flutenden Verkehr, so dass es gilt, an den Hindernissen mit Schienensträngen und Bauernkarren vorsichtig vorbeizuschiffen. Elektrische Bahnen, Kraftwagen, Lastfuhren steuern aneinander vorüber. Aber trotz der Überfüllung des knappen Raumes halten an den Strassenrändern Bauersleute und Marktfrauen ihre Ware in Körben und auf offenen Ständen feil. Leitungsdrähte, an denen Bogenlampen schaukeln, überziehen die Strasse und zeigen an, dass Wissenschaft, Technik und — wie die Auslagen hinter grossen Glasscheiben zeigen — alle gewerblichen und handwerklichen Künste wetteifern, um den Meistern dieses neuen und regen Lebens zu dienen. Die Meister aber sind — wir.